

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 344. Mister Edithor, wenn Sie denke duhn, daß die letzte Woche voll von Edseitement für uns war, dann sin Sie an den rechte Träd. Ich kann Ihnen sage, ich könnt e ganzes Buch davon schreibe un das deht so did wer'n wie Webster unabgebrichter Dickschenerie. Unfern Thieredter is also mit unser Geld an die Hochd gange für Dehts für unsere Kompente zu sidhe un wie er zwei Dag fort war, do is e Teleggramm komme, wo mer en ein Nacht Ständ hätte. Er hätt schon alles priederit un der Schoh wär schon eitwertit un er wär ichter, daß mer e großes Bihneh duhn deht, bitahs die Piebels hätte schon für sinwe Jahr kein Schoh mehr achabt. Der Trubel wär, daß kein Mensch deht deht dori hin zu komme, betahs es wäre lauter Hartmerch wo da leue un die hätte betanlich immer en gute Supplei von Oniens un annerer Wetschebbels. Mir dehte uns amwer for so e Kleinigkeit nit fürche un for den Drielen hätt er auch abgedesse. Mer sollte nur nit bestitere un sollte reiteweg komme. Sell hat er off Kohrs nit alles in den Teleggramm geschrinwe, es is noch en Brief nachgetomme, wo das alles gesagt hat.

Well, die Aussite sin ja artig gut gewese un mit gelindem Zittere hen ich das Wort gepäht un mer sin noch e paar Stunde abgereit. An den Trebn sin mer in e Frehtar, bitahs mer hen doch noch enal riehrse müsse un ich kann Ihne sage es is alles wie am Schnürche gange. Es hat nit lang genomme, do ware mer in Grundwald's Korner. Der Thieredter hat für uns gemart un hat uns gleich nach "Apherehaus" genomme, amwer wie ich das Apherehaus gefehn hen, da hen ich laut lache müsse. Es is e alte Schentie gewese, wo nit gewöhnt hat, nach welche Zeit se inwertombele sell un for den Rieken is se stehz gelindwe. Ich hen zu mich gesagt: "Schiewich, wenn ich da mein Helde den Orkan loslasse, dann fällt mebbie das Ruff ein." Well, mer sin an die Stehisch gange un hen gleich e Riehrsel gefart un auch dieimal is alles so schmutz gange, wie es bei Profeseionells gehn kann. D, der Thieredter war so zufriede wie alles un er hat mich an mei Scholter gepäht un gefagt, da könnt mer sehn, was ich in die Mientem geschafft hätt.

Am Abend ware mer all schon zwei Stunde in unferer Drehtingsrum, bevor daß die Performenz gefahrt hat. Es war sonnie, daß so lang alles in den Haus still war un ich hen zu mich gedent, das is e gutes Sein, daß mer e Abdieng hen, wo unferer Performenz eppriechliche duht. Mer ware fertig aufschidit, da is der Thieredter komme un ich hen ihn ge fragt, ob er nit denke deht, daß das gut wär, wenn die Abdieng so still wär. Do hat er gesagt: "Abdieng? Wei es is noch kein Wunsch im Haus! Es is noch fünf Minnits Zeit un ich sin effreht, es duht auch niemand komme. Das sin mich schöne Gesichte! Mer könne doch nit for den Reitwatschmann alleins spiele." "Well, hen ich gesagt, mer könne ja noch e wenig warte, die Piebels müsse doch endlich komme."

Well, mer hen gewart un hen gewart, amwer noch nit enal der Reitwatschmann is komme. Wei, ich hen in mei ganzes Leue noch nit so schlecht gefühl wie sellemals. Wei, wann die Wetschweilern das aussinne duht, wo off Kohrs nit mittomme is, bitahs se kann die Zeit nit spebre, wie se sagt, amwer wo in Wirklichkeit ihren Part nit geleert gehabt hat, ich sage, wenn die das aussinne duht, duht se sich einbilde, die Piebels wär nit komme, bitahs se hätt nit mitgespielt. Well, mer hen zu den Mister Wehr Wort geschidit, er sollt emol gleich komme. Er is auch komme un hat gesagt: "For Heuven-Sehots, warts die Mäiter mit euch? Was wollt Ihe denn heut Nacht schon? Der Schoh is doch erst für morg eithwertit!" Ich kann Ihne sage, ich hen e Wuth gehabt wie alles, un off Kohrs hen ich den Thieredter for alles geblemt un der hat auch die Wehm auf sich genomme. In den West hat es kein Hotell gehabt un hen mer böse Miene zum gute Spiel gemacht un hen uns in unferer Drehtingsrum for die Nacht einwartiert. E

zell jub, das is e Bickid gewese! Ich hen als Jungfrau von Nuhorliens off Kohrs e Ruhm for mich alleins, gesteht un das hat e ganze Vatt Trubel gewese. Die annerer Lehbies hen gefagt, se wär grad so gut wie mich, un se könnte grad so gut auch for dieselwe Priffelisch frage. So viele Ruhms hat es amwer nit in den Aphere Haus gehabt, amwer da hen ich nids drum gewese. Ich hen mei Ruhm kriegt un hen gleich die Dohr gelacht un da hen ich denn die Nacht an den Flohr zugebracht. Am nächste Morgen hen ich gefühl, als ob ich in e Subitshs geschlafe hätt. All meine Bohns hen mich wed gedahn un ich sin alltwier sehr gewese un da könne Se sichen Begriff mache, daß mer da nit zu fühle duht, Thiehter zu spiele. Mit unser Bredfest is es auch nit weit her gewese. In e Farmhaus hen mer e Kopp Kaffie un Schelliebrod gehabt, un das war all un wenn ich nit in den Mister Mehr bei Haus e Battel mit Kimmel distomwert gehabt hätt, was dann wär ich den ganzen Dag mitaus geistige Nahrung gewese. Well, mer hen noch e Riehrsel gehabt un dann hen mer uns for den Schoh reddig gemacht. In mei nächste Brief will ich Ihne alle Ditehls mittheile. Mit beste Riegarde Yours Lizzie Hanfstengel.

Unbegreiflicher Leidtsinn. Hausherr: "Wer sind Sie denn?" Armer Reisender: "Ich bin ein armer Reisender..." Hausherr: "Ja, aber mein Guter, wenn ich arm bin und kein Geld habe, dann reise ich doch nicht."

Der Vielkath. Bureau-Arbeiter: "Ach, Herr Rath, kann ich vielleicht auf ein paar Minuten nach Hause gehen, ich habe mein Frühstücksbrot vergessen!" Rath: "Das ist nicht nötig; Sie bekommen gleich ein paar Dutzend Marken und Couverts zu leihen, dann wenden Sie es schon bis Mittag aus."

Opfer. (Auf dem Kaiserhofe.) Unteroffizier (auf dem Waffentode eines Soldaten ein Brotdrümchen erblickend): "Einjähriger, entfernen Sie dort die Nahrungsmittelausstellung von Ihrer Uniform!"

Billige Erwerbung. Mann: "Denke Dir, eben wird unsere Thür aufgerissen und ein Herr wirft mir wuthschraubend ein Paar Hauschuhe an den Kopf, die eben von unserem Balkon heruntergefallen wären und gerade auf seinen Eselbinder." Frau: "Und darüber lachst Du?" Mann: "Na, gewiß doch — über die schönen Hauschuhe... die sind ja gar nicht von uns!"

Aus der Schule. Lehrer: "Wie hat der graufame Tyrann geheißen, welcher Rom in Brand stieß?" Schüler: "Nero hat er geheißen." Lehrer: "Falsch Er hieß Nero." Schüler: "Also ein Hund war's doch."

Einziger Ausweg. Arzt: "Nun, schläft Ihr Mann jetzt besser, Frau Müller?" Frau Müller: "Ach nein! Mindestens zwanzigmal frage ich ihn jede Nacht, ob er schläft, und immer antwortet er 'Nein!'" Arzt: "So, so — da müssen Sie die Schlafpulver nehmen!"



Allo, Sie sind wieder im Examen durchgefallen? "Ja!... Denken Sie sich nur das tolle! Man hat dieses Mal genau dieselben Fragen an mich gestellt, wie das letzte Mal!"

Sarte Andeutung. Herr: "Welch übertriebene Mode! Ist das Ihnen nicht zu viel, Fräulein Erna, all diese Ringe an der Hand?" Dame: "Oh nein, im Gegenteil! Ich könnte ganz gut noch einen mehr haben!"

Zauberpriester. Mit den Anfängen des religiösen Aultes treten bei den Naturvölkern Priester auf, die sich übernatürliche Kräfte zuschreiben, die sie zu Gunsten ihres Stammes professionell ausüben. Die Schamanen der sibirischen Völker, die Angekotten der Grönländer, die Medizinmänner der Indianer, die Jivangana der Zulus sind solche Zauberer, zu denen der arme Burische seine Zuflucht nimmt, wenn es mit seiner Weisheit zu Ende ist.

Der Höherstehende wird leicht dazu verleitet, in diesen Priestern Betrüger zu sehen. Sie sind es aber nur in den seltensten Fällen. Der Schamane — dies ist der Sammelname für die Zauberpriester der verschiedensten Völker — muß in abnorm psychische Zustände zu verfallen imstande sein, die alle der Verthe mit den Geistern und Göttern aufgefaßt werden. Ferner werden von ihm volksmedizinische Erfahrungen verlangt und eine genaue Kenntniss aller Kullformen. Um allen diesen Anforderungen zu entsprechen, die von der Sonderstellung der Schamanen unter seinen Landsleuten unjertrennlich sind, bedarf es neben der Naturanlage noch des Unterrichts, der naturgemäß nur von den in alle Geheimnisse eingeweihten Schamanen ertheilt werden kann. Deshalb haben die Magier aller Völker und aller Zeiten Geheimbünde geschaffen, in die der Schamanenachwuchs unter gewissen Feiertlichkeiten eingeführt wird.

Die Ceremonie, mit der neue Medizinmänner bei den Winnebago in Nordamerika eingeweiht werden, besteht fast unbedeutlichen Zeiten zum großen Theil in Tanz. Das Medizinfest wird nur abgehalten, wenn zwei oder mehrere Personen die Aufnahme in die Gemeinshaft begehren. Dann werden die Einladungen an die älteren Mitglieder ausgesandt, deren Anwesenheit erwünscht ist. Das Fest wird in einer eigens dazu eingerichteten Hütte abgehalten, deren Größe sich nach der Zahl der Geladenen richtet. Die Mitglieder sitzen an den beiden Längsseiten der Hütte. Der mittlere Raum ist frei, um Platz für die Tänzenden zu haben. Die neuen Kandidaten müssen drei Tage fasten. Während dieser Zeit werden sie von einem alten Medizinmann in alle Mythen der Gemeinshaft eingeweiht. Von Warten, wie sie bei anderen Indianerstämmen üblich sind, bleiben sie verschont, wenn auch das Schwoigen im Dampf gewisser Wurzeln, bedeckt von schweren Teppichen, hart an Warten streift. Wenn dieses überstanden ist, beginnen die Feiertlichkeiten. Sie bestehen in Tanz und Reden der alten Medizinmänner und einer Menge wunderlicher Handlungen. So beginnen unter anderem alle älteren Zauberer auf ein gegebenes Zeichen Würgebewegungen zu machen, bis sie zuletzt eine kleine Wuschelschale ausstipfen. Sie ist der Medizinstein, den sie angeblüht im Magen tragen und nur bei diesen feierlichen Gelegenheiten an das Licht bringen. Zuletzt bekommt jeder der Kandidaten einen Medizinpfad, gefüllt mit verschiedenen Karitäten, sowie einen Medizinstein in den Mund. Damit sind sie in die Brüderschaft aufgenommen. — Im Medizinpfad werden natürlich alle Gegenstände aufbewahrt, die sie zu ihren magischen Handlungen benutzen, ebenso die heilkräftigen Medicamente: darunter auch der Knochen vom großen Medizinbier, das sich nur in Träumen zeigt.

Zu den Obliegenheiten eines Magiers gehört das "Regenmachen". Regenmangel ist eine der schlimmsten Plagen für die Naturvölker, gleichviel, ob sie Viehzüchter, Jäger oder Ackerbau sind. Zu jenem Zweck gibt es bei den verschiedenen Völkern eine große Anzahl Mittel. Fast stets sind es Handlungen, die bildlich oder symbolisch die Wünsche des Volkes ausdrücken. Nur ist uns diese Bildersprache nicht immer verständlich. Wenn man mit einem hartenförmig gebogenen Pfeil nach dem Himmel schießt, um die Regenwolken herabzuziehen, oder wenn man die Steleite verforbener Hauptlinge, deren Seelen den Regen fernhalten, mit Wasser begießt, so leuchtet die Bedeutung dieser Maßnahmen ohne weiteres ein. Dagegen entziehen sich die in Afrika vorgekommenen Operationen mit "Regensteinen" unserem Verständnis. Hier läßt der Schamane singen und tanzen, um von den Göttern und Dämonen das befruchtende Nah gespendet zu erhalten. Wehe aber dem Magier, wenn er keinen Erfolg erzielt. Dann geht es ihm wie dem Festisch, der die an ihn gestellten Erwartungen nicht erfüllt. Er wird um einen Kopf kürzer gemacht, wenn es ihm nicht gelingt, seine kostbare Person in Sicherheit zu bringen. Da er sich unsichtbar zu machen, die Gestalt eines Thieres anzunehmen vermag und unverwundbar ist, wie das Volk glaubt, so hat er natürlich nichts zu fürchten, hauptsächlich dann nicht, wenn er sich rechtzeitig unsichtbar machen durfte.

Die ärztliche Kunst der Schamanen ist dort überall im Schwinden begriffen, wo man in Verbindung mit der Medizin der Bleichgesichter gekommen ist. Heute gelten auch bei sehr vielen Naturvölkern Chinin und Opium mehr als der Knochen des Medizinbieres. Nur Wäder, je nach Bedarf kalt oder warm und die altbewährten Kräuter sind noch im Schwang. Daneben allerdings als Hauptfache, nach wie vor der magische Tanz. Bei mehreren Indianerstämmen wird dieser Tanz für so heilig und bedeutungsvoll ange-

sehen, daß er mit Hilfe ihrer eigentümlichen Bilderschrift genau aufgezeichnet ist, damit ja nichts verloren geht. Die Heilwirkung dieser Tänze ist unzweifelhaft, sie wird auf Aufregungsetzungen zurückzuführen sein. Führt doch auch bei uns nicht selten das Vertrauen zu dem Arzt Genesung herbei. Bei diesen Tänzen zum Klang einer Trommel oder unter Klapperbegleitung, stellt der Magier den Kontakt mit den Geistern her, bringt nicht nur sich, sondern auch seine Zuschauer in Ekstase, nicht zuletzt den Kranken, aus dessen Lunge, Magen oder Hals die Dämonen entfliehen. Mit auffallend wenigen Abweichungen kommt diese Art Krankenbeschwörung bei allen Naturvölkern vor. Nur der Australier singt Zauberlieder und saugt in kurzen Zwischenräumen an dem Kranken. Zuletzt zeigt er den von ihm ausgefaugten Krankeiterer, einen Knochen splitter, ein Päckchen Holz oder ähnliche Gegenstände. Stirbt der Kranke, so war der Zauber mächtiger als die Kraft des Schamanen. Wehe dem Unschuldigen, den dann der Schamane als denjenigen hinstellt, der dem Patienten die Krankheit angezaubert hat.

Die Kaiserin Auguste Viktoria. Die deutsche Kaiserin wurde im vorigen Monat 50 Jahre alt, der deutsche Kaiser wird erst am 27. Januar so alt. Der Kaiser sieht immer im Vordergrund. Angebracht aber scheint auch einmal ein Lebensbild der deutschen Frau — der Gattin und Mutter, wie sie im häuslichen Kreis, in der Familie waltet, sowie der fürsorglichen Landesmutter, die im Dienste der Nächstenliebe ihre höchste und schönste Aufgabe sieht.

Es erscheint nur natürlich, wenn bedeutende Frauen, die an hervorragender Stelle stehen, die auf den Höhen der Menschheit wandeln, auch von dem Drange befeuert werden, ihre Tätigkeiten nach außen hin zu offenbaren, teilzunehmen an dem großen Weltgetriebe und den Staatsgeschäften eine regere Aufmerksamkeit zu widmen. Sich fernzuhalten von allen innern und äußern Politik, von allen schwebenden Fragen und Verwicklungen der Zeit, verlangt eine Einsicht und Selbstbescheidung, die nicht allen getönten Frauen in gleichem Maße eigen sind. Die Deutsche Kaiserin hat sich ihr ganzes Leben hindurch einer solchen — oft gefährlichen — Einmischung in die nationale und internationale Politik gehalten. Sie weiß aus der Vergangenheit, daß es niemals Aufgabe und Sittlichkeit der Hohenzollernfürstinnen gewesen ist, sich mit diplomatischen Geschäften abzugeben und einen Einfluß auf die Leitung des Staates zu gewinnen. Und dieser Sittlichkeit ist sie in fester Weise treu geblieben. Hier läßt sich Auguste Viktoria mit einer Vorgängerin auf Preußens Königsthron, mit der Königin Luise, vergleichen, die sich wohl ihrer Pflichten gegen Staat und Volk voll bewußt war, die sogar als Wittfellerin vor das Auge des forschenden Grobreters trat, als man es unweigerlich von ihr verlangte, die aber alles idische Glück im Schoße der Jhrigen, bei dem Gatten und den Kindern fand. Wie rührend klingen nicht ihre Worte, die sie im Juli 1806 aus Bayreuth an den König richtete: "Ja, mein teurer Herrgott, meine Reue für Dich ist ohnegleichen, dann kommen meine Kinder, dann der Staat, und mein Leben ist nichts, wenn ich Euch glücklich machen könnte."

Auch alle Kraft, Güte und Liebe der Kaiserin Auguste Viktoria wurzeln in der Familie. Ihr Haus ist ihr Höchstes, der Gatte und die Kinder sind ihre Welt. Wert und Bedeutung der Familie hat der Kaiser selbst einmal mit klaren Worten ausgesprochen: "Unser Hohenzollernhaus muß dem deutschen Volk ein Beispiel in allen Tugenden geben; vor allem muß es ihm den gewöhnlichsten Charakter des Familienlebens sichtbar vor Augen stellen. Für die Nation wie für mich liegt in der Hochhaltung der Familie eine ungemaine Stärke."

Solche Anschauungen kommen nicht von außen; sie sind der Ausfluß eigenen Erlebens und Empfindens, das Ergebnis wohlprober innerer Erfahrung. Sie können nur aus einem gemeinschaftlichen Leben gewonnen werden, das auf gegenseitiger Liebe und Achtung beruht. In der Tat hat diesen Herzensbund auch das Herz geschlossen. Nicht die Politik und nicht die Diplomatie hat den Prinzen Wilhelm von Preußen und die Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg - Augustenburg zusammengeführt, sondern die reine Zuneigung und der Wille beider, sich fürs Leben anzugehen. Im Jahre 1879 war es, als der damals 23jährige älteste Sohn des Deutschen Kronprinzen beim Herzog Friedrich zur Auerbahngagd in Primmkau weilte. Das Volk erzählt sich, daß der Prinz unerwartet angekommen und zu Fuß durch den Park des Schlosses gewandert sei; dabei habe er plötzlich vor einem jungen Mädchen gestanden, das in einer Gängetanne in einem Rosengebüsch schlief. "Dornröschen" habe er leise gerufen und sich eilig entfernt, aber die Prinzessin sei vom Geräusch der Schritte erweckt, schnell aufgesprungen und ins Schloß geeilt. Und dort habe sich der Prinz ihr vorgestellt. Was diese Erzählung von der ersten Begegnung des späteren Kaiserpaars nun erfunden

ober ausgeschmückt sein, jedenfalls ist sie bezeichnend für die gemüthvolle Auffassung des Volkes.

Und diese allgemeine Auffassung hat sich im Laufe der Jahre nicht geändert, sondern gefestigt und gefestigt. Man weiß, wie es in der kaiserlichen Familie aussieht, daß Kaiser und Kaiserin nicht nebeneinander, sondern miteinander leben. Im Berliner Schlosse hat die Kaiserin ihre Gemächer neben denen ihres Gemahls; vor sieben Uhr morgens wird in ihrem Salon der Frühstückstisch gedeckt; Kaffee und Tee, einige Eier- und Fleischspeisen werden aufgetragen. Aber keine Dienerschaft ist zugegen; beim Frühstück bedienen Kaiser und Kaiserin sich selbst. Ein halbes Stündchen gehören sie sich allein und besprechen das wichtigste Tagesander. Auch die gemeinschaftliche Andacht unterbleibt nicht. Dann beginnt die Arbeit. Während dem Kaiser die Regierungsgeschäfte rufen, stellt die Kaiserin mit den Hofdamen die Tages-einteilung fest. Die Empfänge und Besuche werden bestimmt, die nötigen Aufträge erteilt. Dann fährt die Kaiserin in die Stadt, eine Anstalt, eine Schule oder dergleichen zu besuchen. Nach der Heimkehr wartet schon der Oberhofmeister, um über den Stand der Wohlthätigkeitsvereine und Anstalten, die die Kaiserin begründet oder unterstützt, Vortrag zu halten. Um 12 Uhr wird das zweite Frühstück aufgetragen. Dann treten neue Pflichten an die Herrscherin: Gäste des Hofes müssen empfangen, Gegenbesuche gemacht werden u. s. f. Zu Ruhe und Erholung bietet der Tag bis zum späten Abend keine Zeit.

Ein solcher Werktag erfährt naturgemäß je nach dem Aufenthaltsort, nach der Jahreszeit, nach den Verhältnissen seine Veränderungen. Auch die Kinder, die sechs Söhne und eine Tochter, verlangen ihr Recht. Und dazu kommen die beiden Entelchen, die Söhne des Kronprinzen Wilhelm, denen die Großmama bekanntlich die ärztliche Fürsorge angedeihen läßt. So oft die Herrscherin auch draußen an der Seite des Gatten zu finden ist, wenn die Pflicht sie ruft: bei großen Festen und Empfängen, an fremden Höfen, auf der Reise, bei der Armee usw. — immer bleibt ihr Sinn auf das Heim gerichtet, und gern kehrt sie aus der Ferne zu den Jhrigen zurück. So erscheint die Kaiserin wie ein Urbild der deutschen Frau und Mutter.

In Zeiten schwerer wirtschaftlicher Kämpfe und Engpässe ist es immer von segensreichstem Einfluß gewesen, wenn hochstehende Frauen das Herz hatten, in Liebe und Erbarmen zu den Mitleidigen und Beladenen hinabzusteigen, persönlich zu helfen und immer weitere Kreise für das christliche Liebeswerk zu gewinnen. Hier ist ein Gebiet wie kein zweites, wo die Frau und Mutter manche Träne trocken, manches gebrochene Leben wieder aufrichten, viel Kummer und Glend lindern kann. Und so wenig der einzelne gegenüber der allgemeinen Not vermag, so viel vermag der Ruf einer weithin hörbaren Stimme an alle, die Barmherzigkeit üben können und wollen.

Und nicht nur selbst Hilfe zu bringen, sondern auch andre für den Dienst der Liebe zu erwidern, ist stets eine heilige Herzenssache der Deutschen Kaiserin gewesen. Schon als Prinzessin Wilhelm übernahm sie das Proletariat über das Elisabeth-Kinder-Spital in Berlin, und oft hat sie sich in dessen Räumen mit den armen Kleinen beschäftigt, wie es eben nur eine Mutter kann. Auch ein schönes, neues Heim und eine eigne Kapelle verband die Anstalt ihrer wertvollen Hilfe.

Ueberhaupt widmet die Kaiserin der Diakonissenarbeit ihre besondere Aufmerksamkeit. So entspringt ihrer persönlichen Anregung die Begründung von 15 Krankenpflegestationen in Berlin, von denen aus 100 Diakonissen umentgeltliche Hauspflege üben: es werden Kranke, vornehmlich erkrankte Frauen, in ihrem eigenen Hause gepflegt, deren Kinder versorgt, die Wirtschaft wird versehen usw. Kaum ein Zweig wohltätiger Hilfsarbeit hat sich so schnell die Anerkennung und Wertschätzung der Bevölkerung erworben wie gerade dieser Diakonissendienst, durch den jährlich Tausende von Familien vor dem wirtschaftlichen Niedergang bewahrt werden. Keinliche Einrichtungen sind auch bereits in vielen andern Städten getroffen worden.

Zur Stärkung des religiös-sittlichen Lebens wurde bereits Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der "Evangelisch-kirchliche Hilfsverein" ins Leben gerufen, der nach den Worten der Kaiserin "eine gemeinsame Liebesarbeit aller sein soll und auch gewesen ist, denen das Wohl unferer evangelischen Kirche und die Not der Massen am Herzen liegen". Die Kaiserin hält selbst alljährlich die Generalversammlung des Vereins im Berliner Schlosse ab und läßt sich über den Stand und die Fortschritte der Liebesarbeit Bericht erstatten.

Dem Hilfsverein erwuchs bald eine neue Aufgabe. In Berlin hatten sich bereits um den Verein "Frauenhilfe" Tausende von Mitaliebrern geschart. Nun sollten auch überall in Stadt und Land die evangelischen Frauen und Jungfrauen zu persönlicher Liebestätigkeit gewonnen werden. Die Armen aussuchen und ihnen helfen in ihrer Not, die Schmerzen der Kranken lindern, die Verlassenen und Einsamen

trösten in ihrer Trübsal, mittellosen Müttern zur Hand gehen bei der Erziehung ihrer Kinder, die heranwachsende Jugend vor allerhand Gefahren beschützen: das waren und sind die wichtigsten Aufgaben der "Frauenhilfe". Der Erfolg war überraschend; heute gehören mehr als tausend Vereine zu dem Verband, ja fast in allen Provinzen Preußens haben sich bereits eigne Verbände gebildet.

Aus dem "Evangelisch-kirchlichen Hilfsverein" ist auch der "Evangelische Kirchenbauverein" hervorgegangen, der seit 1890 selbständig arbeitet. Für den Bau der ersten Kirche schenkte die reiche Berliner Mathäus-Gemeinde der Kaiserin zu ihrem Geburtstag im Jahre 1889 eine Gabe von 100,000 Mark, und seitdem sind in und um Berlin in 15 Jahren nicht weniger als 58 Kirchen mit einem Aufwand von 34 Millionen Mark erbaut worden. Fast ein Drittel dieser Summe hat der Kirchenbauverein aufgebracht, der auch zu vielen Kirchenbauten auf dem Lande kräftig mitgeholfen hat.

Daneben erfreut sich der "Vaterländische Frauenverein", dessen Organisation das ganze Reich umfaßt, der besondern Fürsorge der Deutschen Kaiserin. Nicht weniger als 1300 Zweigvereine gliedern sich dieser edel patriotischen Gründung an, die nicht nur im Kriege, sondern auch zu Friedenszeiten große Aufgebote zu erfüllen hat. So hat er neuerdings die bessere Fürsorge für Säuglinge in sein Programm aufgenommen, hat doch nächst Ruhland unter allen europäischen Staaten Deutschland die größte Säuglingssterblichkeit aufzuweisen. Daß sich gerade auf diesem Gebiete immer mehr die allgemeine Nächstenliebe zu wertvoller Hilfe rührt, ist eines der größten Verdienste der Kaiserin.

Auch auf die Auslandsdeutschen erstreckt sich der wohlthätige Sinn der Deutschen Kaiserin. Als das Kaiserpaar 1898 zur Einweihung der Erlöserkirche und zur Uebernahme der Dornmition in Jerusalem weilte, wurde ihm von den Deutschen die Bitte vorgetragen, auf dem Delberg die Begründung einer Anstalt zu ermöglichen, wo in den heißen Monaten namentlich ihre Fieberkranken Erholung finden und wo die deutschen evangelischen Gemeinden zugleich mit ihren Schulen und Familien Versammlungen abhalten könnten. Die Bitte verhallte nicht ungehört. Ein schön gelegenes Bauland wurde erworben und der Bau in altdeutschem Stil aus der Zeit der Hohenzollern alsbald in Angriff genommen. Auf der Süseite befinden sich die Kirche mit dem hohen Turm, Fest-, Speise- und Gesellschaftsräume, während die Hauptfront des Gebäudes mit dem kapellenartigen Vorbau nach Westen mit der Aussicht auf Jerusalem liegt. Wenn keine unerwarteten Verzögerungen eintreten, soll der schöne Bau bereits im Jahre 1910 eingeweiht und einer Bestimmung übergeben werden.

Unter dem Protektorat der Kaiserin steht außerdem der in der Reichshauptstadt so segensreich wirkende "Verein zur Fürsorge für die weibliche Jugend", der sich als Ziel seiner Arbeit gesetzt hat, der alleinlebenden arbeitenden weiblichen Jugend eine Heimat, einen Ertrag für das Elternhaus zu bieten. In vier verschiedenen Gegenden der Großstadt wurden "Marienheime" gegründet, in denen die Mädchen Unterkunft, Beschäftigung, Unterhaltung, Rat und Trost finden können. Mit zwei Heimen ist auch eine Dienstbotenherberge verbunden, die den Einkehrenden ebenfalls mütterliche Fürsorge bietet.

So erntet die Kaiserin mit klarem Blick die großen Wäde ihrer Zeit, und mit warmem Herzen greift sie überall helfend ein. Sie macht wahr, was sie einmal geschrieben hat: "Nach Kräften werde ich bemüht sein, der Arbeit des Glaubens und der Liebe, die in unserm Volke zur Vinderung des innern und äußern Glendes geschieht, mich dienend und anregend anzuschließen, um meine Pflicht gegen Gott und Menschen zu erfüllen."

Die Armut und die Liebe lassen sich schwer verhehlichen.

Am nächsten verwandt mit den Trübsal sind die Kruppen, denn die nehmen in einem Monat 600 Mark so viel in sich auf, als ihr Gewicht beträgt.

Er war neu in seinem journalistischen Berufe und konnte sich mit der Abfassung der Titel über den Artikel noch nicht zurecht finden. Einen Kollegen fragte er um Rat: "Was schreibe ich wohl über den Artikel von der Abfassung der Schiffsladung Wetteruhren nach China?" — "Sm! — Doch wohl etwas recht Sensationelles. Wie-leicht! Chinas Erwachen und seine Erwecker."